



14.

Am Abend des dritten Tages nach dem Empfang des letzten Schreibens aus Bredeſleth, ging die Fürſtin an ihren Schreibtisch, um Detlev zu antworten. Es lag nicht in ihrer Art, Briefe mit wendender Poſt zu erwidern. Zwei oder drei Nächte mußten dazwiſchen liegen. Auf und ab, in ihrer ruhigen Weiſe, um zu überlegen und zu erwägen, ging ſie in ihrem Zimmer. War ihr Alles klar und feſtgeſetzt, zögerte ſie nicht, um die Ausfüh- rung dann ſo raſch wie möglich folgen zu laſſen.

Als ſie nun an den Schreibtisch trat, die Zuſchrift an Detlev begann, ahnte ſie nicht, daß in dieſem Augenblick im Telegraphenamt des Städtchens Trauttenberg, das tief unten am Fuße des Fieſens lag, auf dem Schloß Trauttenberg in die

Straßen drohte, der Beamte für sie eine Depesche ausfertigte.

\* \* \*

Am selben Tage, als Wulffhilde Detlev's Schreiben erhalten, hatte Breide einen erbetenen zweitägigen Urlaub angetreten.

Ihm war von dem in Brüssel lebenden Fürsten Jablonski, dem die weitläufigen, zusammenhängenden Wälder, in denen das Stationsgebäude wie eine Perle in der Muschel eingeschlossen lag, gehörten, in liebenswürdiger Zuverlässigkeit gestattet, in seinen Forsten zu jagen, wo immer es ihm beliebte. Und nun wollte Breide von dieser Erlaubniß zum ersten Mal Gebrauch machen.

Im einfachen, starken, wetterbestehenden Jagdanzug, auf den dunklen Haaren den uralten grauen Filz mit der unscheinbaren Sperberfeder, den Hals gebenden, lustigen Hund an der Seite, trat er in's Freie. Als er ein Streckchen gegangen, wandte er sich, und begrüßte Heilwig, die vom Fenster aus ihm nachsah. Die Baronin war so froh, ihren Mann einmal wieder als Jäger zu wissen. Kannte sie doch seine Leidenschaft.

Breide schwenkte sein Gewehr wie beim letzten



Ausflug in Wittensee, und war zwischen den Bäumen verschwunden.

Zwei Arbeiter hatte er mitgenommen, um von ihnen ein Feuer zur Mittagszeit sich zünden zu lassen. Für die Nacht hatte er sich auf Schloß Dembirsk angefangt, wo ein ihm bekannter grauhaariger Regierungsrath a. D. Matthias wohnte, der die Güter des Fürsten Jablonski von dort aus verwaltete.

Nichts im Leben erfreicht Herz und Seele so sehr, wie die Jagd. An den Nasjäger, an den Mörder ist dabei natürlich nicht zu denken.

Der Jäger — oder er ist keiner — ist eng befreundet mit dem Grashalm, den er tritt, mit der Blume, mit dem Strauch, mit dem Blatt, mit dem Zweig, die nah und fern ihm in's Auge fallen. Die Bäume liebt er wie zu ihm gehörend, wie ein Stück seiner Seele. Streift er allein, nur von seinem Hunde begleitet, so hat er den Vortheil — freilich kann er das auch auf seinem Zimmer haben, wenn er sich einschließt —, oft stundenlang keinem Menschen zu begegnen, und das ist so angenehm, ach, so sehr angenehm. Die Natur, in ihrer graujamen Gleichgültigkeit streckt ihm trotzdem an jeder

Stelle liebevoll die Arme entgegen. Sie thut ihm kein Leid. Ruhe dich aus bei mir von Welt und Menschen, sagt sie ihm.

Breide war ein solcher Jäger. Eine Spinne, eine Katze, einen Käfer, eine Schlange zu beobachten in deren Treiben und Leben, in deren Schmerz und Traßkummer und Liebesnoth und behaglichem Ausruhen machte ihm immer helle Freude. Kein besserer Schütze auch als er.

Der Baron und seine beiden des Reviers kundigen Begleiter schritten wie aus schwerer Sklaverei Befreite.

Eine dünne Schneelagerung deckte die Erde. In der Nacht hatte es gefroren. Die Nester, der Busch waren schneefrei. Ein gleichmäßig hellgrauer Himmel spannte sich wie ein ungeheures, gewölbtes Tuch. Kein Lüftchen regte sich. Die Bäche und Wässerchen zeigten nicht überall den Eismantel; an vielen Stellen plätscherten sie lustig.

Die Jagdbeute bis zum Mittag war unbedeutend. Breide hatte eine Waldschnepfe geschossen, die es vorgezogen hatte, den Winter nicht im Süden zuzubringen, einen Haselhahn und zwei Fasane, diese dümmsten aller Thiere.



Setzt zum Frühstück. Jägerhunger! Das sagt Alles. Ach, wenn wir im Himmel später doch einmal solchen vernünftigen Hunger hätten, was müßte das für eine Abwechslung sein.

Die beiden Polen schleppen Holz herbei mit den vergnügtesten Gesichtern. Ging es doch nun darauf los, die Zähne einzuhauen in so manchen guten Bissen, den sie mitgeschleppt hatten. Und dann der Wutki, der Wutki! Ein guter Schnaps müßte dem Jäger eigentlich auch in den Sarg mitgegeben werden. Auf allen Wegen thut ein solcher so vortreffliche Dienste. Und wir wissen nicht, ob wir nicht vielleicht in eine große Kälte . . .

Halloh! knistert und knastert das Feuer. Wie schön das die Hände wärmt. Wie der Rauch in die fahlen Kronen zieht.

Die beiden Polen schieben hin und her die breiten Mäuler. Es schmeckt ihnen. Es schmeckt Breide nicht minder.

Nun die Cigarre. Eine Cigarre, bei stillem Wetter, nach dem Jagdfrühstück, hat den Vorrang vor allen Lebensgenüssen.

Breide steht an eine Buche gelehnt und raucht. Er starrt in's Feuer. Nun über das Feuer hin-

weg auf einen Zweig einer koketten kaum vier Meter großen Birke. Auf diesem Zweig sitzt ein Buchfink. Vom weißen Stamm hebt sich die rothe Brust. Nun spricht er sein scharfes, wie aus der Schmiede geholtes Pink, Pink. Er fliegt nicht fort; er schaut Breide, wenn auch mit immerwährender Bewegung seines Halses, in die Augen. Breide sagt vor sich hin: „Die Kraniche des Ibykus“, und überläßt sich Erinnerungen:

Er hält an einem scharfen kalten Decembertage 1870, abgeseffen, mit seiner Feldwache am Rande eines Wäldchens in Nordfrankreich. Zehn Jüsilier, von einem Unteroffizier befehligt, sind ihm beigegeben. Diese sollen den Eingangsweg in's Holz verbauen helfen. Wie Breide, die Hände auf dem Rücken, mit einem Manen spricht, dem er eine Meldung aufgetragen, nähert sich ihm, sein Pferd am Zügel führend, ein Dragonerunteroffizier mit einem geschlossenen Zettel. Breide öffnet: „Sofort zu erschießen.“ (Unterschrift.) Breide stutzt: Ja, wen denn; wo denn?

Der Dragonerunteroffizier zeigt nach rückwärts auf einen etwa zwanzigjährigen schwarzäugigen Franzosen in der Tracht eines Bauern.



Breide fragt schnell, hastig, leise: Was that er? Ebenso leise, doch nicht so hastig ist die Antwort: „Er lockte vor vier Stunden sieben Jüsilere in den Keller seines Vaters. Dort ließ er (oder hatte es schon vorher gethan) die Spiritusfässer auslaufen. Er steckt schnell an, wirft die Thüre hinter sich in's Schloß, verschließt den Keller, und die sieben Jüsilere (wir konnten ihr entsetzliches Schreien hören, aber nicht helfen: das Schloß war zu fest) sind verbrannt.“

Der junge Mensch hat halb trotzig, halb erstickt vor Angst die Unterredung mit den Augen verfolgt.

Breide läßt Alles antreten. Dann spricht er zu den Männen und Jüsiliern: Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten. Es ist mir eben der Befehl geworden, den Franzosen dort (er zeigt auf ihn) hier erschießen zu lassen und zwar sofort. Dann erzählt er seinen Soldaten die Veranlassung.

Die zehn Jüsilere stehen in zwei Gliedern. Vor ihnen, die Hände auf den Rücken gebunden, mit trotziger Stirn (die Augenbinde hat er sich verboten) und höhnischen Lippen, der junge Bauer in seinem blauen Kittel.

Breide commandirt: „Legt an.“ Doch ehe er noch „Feuer!“ ruft, klingt's: Pink, Pink. Ein Buchfink schaukelt sich, sekundenlang, auf einem Birkenzweiglein unmittelbar hinter dem Franzmann.

„Feuer!“ — und der Franzose sinkt, gut getroffen, todt nach vorne.

Da bricht etwas durch die Büsche; es knackt.

Da ruft's: „Mein Sohn, mein Sohn,“ und eine lebhaftes Frau mit einem artigen Bärtchen auf der Oberlippe, erscheint; sie hat irre Augen. Sie ruft wieder: „Mein Sohn, mein Sohn“ — und sieht ihn, und stürzt bei seiner Leiche zusammen.

— — — — —

Breide ist Abends bei dem ihm bekannten, stark ergrauten Regierungsrath a. D. Matthias angekommen, in Dombirsk.

Die Jägerjuppe hat vorzüglich gemundet; die beiden Herren, im Rauchzimmer, sind eifrig im Gespräch. Jeder giebt „Geschichten“ aus seinem Leben zum Besten.

Herr Matthias erzählt:

Nur ein wirkliches Abenteuer wüßte ich zu verzeichnen, so lange ich athme. Ich könnte es: „Der untergeschobene Sohn“ nennen.



„Ich bin neugierig, Herr Regierungsrath,“  
bittet Breide.

So hören Sie:

Ich war als Assessor von Erfurt an die königliche Regierung in Breslau versetzt.

Schon am zweiten Abend meines dortigen Aufenthaltes besuchte ich ein Concert, das Die Bull gab. Während ich aufmerksam den Kunststückchen des Alten lauschte, fiel es mir immer mehr auf, daß mich eine alte Dame mit zwei grauen kurzen Vöckchen an den Schläfen scharf durch ihr Glas, das sie an einem hörnern Stiehl mit der Rechten vor den Augen hielt, beguckte. Dieses fortwährende Beobachtetwerden wurde mir mit der Zeit dermaßen lästig, zumal ich merkte, daß auch andere aufmerksam wurden, daß ich mich mitten während eines Vortrages erhob und den Saal verließ. Unmittelbar hinter mir trat auch die alte Dame heraus.

„Ein Wort, mein Herr,“ sagte sie schnell.

Ich stehe zu Diensten, gnädige Frau.

„Sie sind der Baron Alfred Schwarzenbeck.“

Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, ich

bin der Assessor Hermann Matthias, seit vorgestern an der hiesigen königlichen Regierung . . .

„Das ist nicht wahr,“ antwortet sie heftig, hart und plump.

Nun glaubte ich es mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben. Ich sah mich deshalb um, irgendwo Hilfe, Auskunft zu finden. Sie merkte meinen Blick, verstand ihn und sagte ruhig: „Ich kann mich irren, ja, ich muß mich irren. Entschuldigen Sie.“ Dann wieder schneller werdend: „Haben Sie Muth, Herr Assessor?“

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

„Ich bin die Wittve des Regierungsrath Zelter und wohne Tauenzienplatz 12. Würden Sie einer alten Frau einen Gefallen thun? Vorläufig nur den: Morgen Mittag mich zu besuchen?“

Ich sagte zu.

Am andern Tage machte ich der Regierungsräthin Zelter meine Aufwartung.

„Ja, leider, es stimmt,“ so empfing Sie mich, „Sie sind der Herr Assessor Matthias. Ich habe mich nach Ihnen erkundigt. Vergeben Sie. Aber nun noch einmal: Haben Sie Muth? Hätten Sie den Muth, einen Betrug auszuführen?“



Ich weiß in der That nicht, gnädige Frau, was ich darauf erwidern soll.

„Ich muß Ihnen erzählen: Bei mir, seit Langem, wohnt zur Miethe ein alter, gebrochener Mann, der nicht sterben kann, ohne noch einmal seinen Sohn wiedergesehen zu haben. Es ist der achtzigjährige Baron Schwarzenbeck. Sein einziges Kind, Alfred, ging vor etwa dreizehn Jahren nach Amerika. Er hatte Schulden gemacht und schämte sich, diese seinem Vater zu beichten. Thöricht genug. Diesen Sohn kannte ich genau, weil er oft bei seinem Vater, der schon damals als Wittwer bei mir wohnte, erschien. Ich fürchte, Alfred ist für immer verschollen, denn wir hatten niemals ein Lebenszeichen von ihm. Diesem Sohn nun gleichen Sie auf ein Haar. Ja, es ist solche Aehnlichkeit zwischen ihnen, daß ich auch den kleinsten Unterschied nicht zu finden wüßte. Wenn Sie nun,“ . . . sie stockte.

In der That, gnädige Frau, ich errathe Ihre Gedanken. Aber es erscheint mir unmöglich, hier der Stellvertreter zu sein, um so mehr, wenn der alte Herr Vermögen hätte; da könnte wirklich ein Betrug . . .

„Ja, Vermögen ist da“ . . .

Nun, dann ein für allemal: Nein!

Die Regierungsräthin schwieg betroffen. Doch nach einer Minute schon sagte sie bestimmt:

„Wir nehmen Zeugen, hier, in diesem Zimmer. Der Baron wohnt nebenan“ . . .

Nein, gnädige Frau, auch das geht nicht. Aber, wenn Sie sicher glauben, daß der alte Mann ruhig stirbt, wenn er mich gesehen hat, so will ich es ausführen. Nur die Bedingung mache ich, daß Sie in dieser Stube bleiben, während ich nebenan empfangen werde. Wenn ich huste, bitte ich zu kommen.

Die Regierungsräthin war sehr froh über meinen „muthigen Betrug“. Nachdem sie mir noch gesagt, daß der Baron taub und fast blind sei, erzählte sie mir des Näheren über ihn und seinen Sohn, so daß ich einigermaßen Bescheid wußte.

Mit klopfendem Herzen schied ich von ihr. Und mit klopfendem Herzen war ich am andern Tage wieder an Ort und Stelle. Die Räthin erzählte mir, daß sie den Baron vorbereitet habe. Er sei unglaublich erfreut und aufgeregt darüber.

Ich wurde hineingelassen.



Auf einer Chaiselongue, mit Decken belegt, in vielen Kissen, lag eine Mumie. Ein langer Vollbart floß, wie ein Laken, hinab. Die durchsichtigen feinen Hände kreuzten sich; stark hervortretende, dicke blaue Adern gingen wie ein Astgewirr auf ihnen durcheinander. Eine äußerst scharf gebogene Adlernase ragte kühn aus dem Gesicht.

Nun wandte er das Haupt zu mir, hob die Rechte und beschattete mit dieser seine zusammengekniffenen Augen, wie um mich deutlicher erkennen zu können.

Schon wollte ich zurückweichen; ich zitterte. Aus dem andern Zimmer rief die Rätbin: Nur vorwärts! Und im nächsten Augenblick kniete ich an seiner Seite und vergrub meinen Kopf an seiner Brust.

Unneninbar mich rührende Gefühle durchschauerten mich, als er mit lallender, oft durch Husten unterbrochener Stimme mir sagte: „Ich wußte es ja, ich wußte es, mein Alfred, daß Du Deinen Vater nicht sterben lassen konntest, ohne ihn noch einmal zu besuchen. Nun ist Alles gut, gut . . . gut . . .“ Er lehnte sich matt zurück, und mit geschlossenen Augen begann er zu erzählen: Von

meiner (seines Sohnes) erster Kinderzeit, von der guten lieben Mama, die er von mir grüßen wolle, und so fort. Ich lag immer noch knieend an seiner Seite. Keine Silbe konnte ich hervorbringen.

Plötzlich richtete er sich auf. Mit Entsetzen sah ich, daß er mühsam sich erhob. Ich stützte ihn mit meinen Armen. Dann wankte er an seinen Schreibtisch, und kramte, immer die Schlüssel wechselnd, mit den zitterndsten Händen in den Schiebladen. Allerlei kam zum Vorschein: Sein Taufschein von 1779, Briefe, kleine Andenken, ein Stückchen ganz vergilbtes Papier: auf diesem war ein Netzchen, wie wir sie ausschneiden für die Weihnachtsbäume, gefleht; ich hob es in die Höhe am Zipfel und entdeckte Haarlöcher der verschiedensten Farben und vertrocknete Blumen darin. Schlüsselblumen und Maililien, die 1788 hineingenäht waren auf das vergilbte Papier, trugen noch erkennbar einen blauen und weißen Schimmer. In einem verstaubten Notizbuch, das der alte Herr hervorholte, um etwas zu finden, las ich rasch:

„Königsberg, den 30. October 1789

ging die Sonne, die ich an bete, sehr freundlich unter. Ich dankete Gott, der diese Sonne



schuf für mich zur anbetenden Gottheit. O Gott, erhalte mir meinen innigst geliebten Mann!!! und die Liebe meiner Kinder, und ich bin unaussprechlich glücklich.“

Alles, Alles wurde mir, gewissermaßen athemlos, vorgezeigt. Ich nickte immer. Nun kamen Papiere, wichtige Documente. Aber er legte sie wieder hinein. Ich litt unbeschreiblich. „Ein anderes Mal,“ sagte er leise. „Nun führe mich wieder zu meinem Sitz.“ Wie froh war ich, daß er nicht weiter konnte.

Als er wieder, immer von mir unterstützt, in seinen Kissen lag, hatte er einen furchtbaren Husten-anfall. Nachdem dieser vorüber, sah er mich matt an, öffnete dann plötzlich weit die Augen, und — das Herz stockte mir — kamen ihm Zweifel über mich? Aber nur schnell, wie eine zusammenfallende Welle, war es gewesen . . .

Er schloß die Wimpern wieder, sein Athem wurde kurz, lang, setzte aus.

„Frau Rätlin,“ rief ich leise. Die Wittve war sofort zur Stelle. Sie rechts, ich links, so hielten wir ihn. Es kamen einige unverständliche Worte, dann legte er seine Hände auf meine Haare:  
„Mein Sohn . . . mein . . . lie . . . ber . . .

Sohn,“ und mit einem letzten tiefgeholten Athemzug — ein Rasseln in der Luftröhre folgte — war er entschlafen.

---

Breide erwachte spät am andern Morgen. Die Herrn hatten bis in die Nacht hinein tüchtig gezecht. Erst gegen Mittag nahm er Abschied von seinem gastfreien Wirth. Keine Troika stand vor der Thür, die ihn nach der Station zurückbringen wollte, aber ein kleiner polnischer Schlitten, den zwei Pferde, vor einander gespannt, fortreißen sollten. Neben einander, hätten die flinken Traber oft nicht durch die schmalen Holzwege durchkommen können.

Ein polnischer frischer achtzehnjähriger Junge setzte sich auf den Bock, that einen gellenden Pfiff, und, die unendlich lange Peitsche in der Luft, wie eine Fahne schwingend, fuhr er los. Welch' köstliche Fahrt! Breide saß in Pelzen fast vergraben, die ihm der Regierungsrath mitgegeben hatte. Die Luft war kalt, aber nicht scharf. Der Wind hatte die Backen eingesogen. Polnische Steppe! Mit deinen verstreuten Düngerhaufen, Dörfer genannt; mit deinen einsamen, meist verlassenen Schlössern;



mit deiner lustigen, lebhaften Bevölkerung, die doch im Chopin'schen Mollton lebt; mit deinen rothbemiederten Mädels; mit deinen Pfaffen und deinem Aberglauben . . .

Nun sah sich plötzlich der Bengel auf dem Bock zu Breide um. Die Czapka saß schief auf den strähnigen Haaren, die, genau wie nach dem Topf geschnitten, am Rockragen anschlugen. Die Backenknochen standen ein wenig zu eckig hervor; die Augen zeigten Verwandtschaft mit China und der Mongolei. Schwamm Breide durch asiatische Steppen? Asien und Europa. Unmerklich gingen sie hier in einander über.

Der junge Kutscher lachte, dann sah er den Baron fragend an. Breide wußte nicht, was er wollte; so nickte er bejahend. Nun wandte sich wieder das Polengesicht nach vorn, und die Peitsche meisterhaft, ohne die Pferde zu treffen, in Schlangenumwindungen über sie hin spielen lassend, begann er zu singen. Es klang eintönig, traurig. Breide's empfängliches Gemüth schloß in Träumen ein, und die Träume brachten ihn nach Schleswig-Holstein, nach Wittensee . . . Da hätte ihn niemals ein so

lustiger Bauernjunge gefahren; ernst, gelassen, rothwangig, stumm, vor Allem: gesanglos, hätte der vor ihm gegessen. Und vom schleswig-holsteinischen Kutscher kam er in seinen Träumen auf das Ländchen selbst. Plötzlich jah er Schleswig und Holstein in zwei große, bis zur äußersten Möglichkeit vollgestopfte Mehlsäcke verwandelt, die innig aneinander lehnten . . . Und doch gab es kein Land, kein Ländchen für Breide, das er so in sein Herz geschlossen. Nüchternheit, dein Name ist Schleswig-Holstein. Andererseits, du Länneken deep, du Länneken deep, wie viel Poesie hält immer Raft in dir. Gott sei Dank, weißt du das nicht. Zu deiner sonstigen Ueberhebung über die übrige Erde und beipiellofen Bondireingenommenheit darfst du das nicht wissen. Und keine Angst, die beiden dicken Mehlsäcke plagen nicht, wenn ihnen bekannt würde, daß Poesie in ihnen steckte. Das verstehen sie nicht. Sie plagen höchstens vor zu guter Gesundheit. Und das ist ja die Hauptsache: die Gesundheit. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß Hamburg auch nicht den geringsten Einfluß, und nie und nimmer, auf die weltabgelegene Provinz hat und hatte. Eben so gut könnte dort Constan-



tinopel liegen. Auch ein Zeichen, ein schlechtes — und wie man's nimmt: ein gutes.

Immer mehr verjank Breide, durch den sich gleich bleibenden Gesang, durch die sich gleichbleibende unendliche Wald- und Steppenlandschaft, in Träumereien. Von seiner Heimath kam er nach Berlin und von Berlin wieder nach seiner Heimath. In ihm unerklärlicher Weise stand plötzlich seine erste Knabenliebe vor ihm. Wie heiß und glühend hatte er schon mit zwölf Jahren geliebt. Die erste Liebe des Knaben! Und immer doch, und wenn an sie Jahrzehnte nicht gedacht ist, tritt sie vor uns wie das Paradies, aus dem wir durch unsere spätere Schuld uns selbst vertrieben. Stürmischer wird der Jüngling. Heißer tobt ihm das Blut, durch keusche Liebe gedämpft. Dann macht die Natur ihre unabhrehbaren, unerbittlichen Rechte geltend. Die Befriedigung der Sinnlichkeit, so natürlich wie die Mußbefriedigung des Hungers und des Durstes wird uns schauerhaft und verdammenswerth fort und fort gepredigt. Wir kämpfen und kämpfen mit aller Macht dagegen an, und können, unbewußt, es nicht begreifen, daß wir öffentlich nicht zu dem geliebten Mädchen gehen

dürfen. Versteckt klettern wir zu ihr durch's Fenster. Wie würden die Menschen geisern, wenn sie's erführen. Und thun doch alle dasselbe. Nun, dafür ist, Gott sei Dank, die heimliche Liebe die süßere.

Einer hat mehr derbe Sinnlichkeit als der andere. Das liegt in der Vererbung, in der Blutmischung. Der erstere ist der glücklichere.

Shakespeare's furchtbares Wort: „Das dumpfe Ehebett“, ist wahr. Trotz alledem und alledem: Ein glückliches Familienleben zwischen Mann und Weib und ihren Kindern ist der Treffer unseres Daseins. Auf ihm beruht der Staat, die Sittlichkeit, die Ruhe, und, im Großen, Ganzen, unsere körperliche und geistige Gesundheit. Ja, wenn wir Menschen nur alle über einen Kamm zu scheeren wären. Dann ginge es schon . . .

Und Breide's braune Augen lagen auf der endlos sich dehrenden Fläche, durch die sie nun seit einer Stunde flogen. Seine Gedanken waren wieder in Berlin: Wie er, um der ihm fürchterlichen Heftigkeit seines Weibes zu entfliehen, dorthin immer und immer wieder geflüchtet. Da begegnete ihm die arme Korbmacherstochter, und ihre



Stille, ihre demüthige Bescheidenheit, ihr Aufsehen zu ihm wie zu einem Gott, fesselten ihn, reizten ihn, regten ihm die Sinne: daß er bei ihr glücklich werden müsse. Und als er bei ihrem Tode den ebengeborenen Sohn Breide in den Armen fühlte, weinte er bitterlich. Sie war so sanft gewesen. Ohne Klage laut, ohne ein Wort, mit zu friedenem Lächeln um die blassen Lippen war sie verschieden. „Mein Sohn, mein Sohn,“ seufzte er, und schwer sank ihm das Kinn auf die Brust . . .

„So, hier halte, Nataiczack,“ rief der Baron dem Kutscher zu, „jetzt kenne ich den Weg; in einer halben Stunde bin ich auf der Station.“ Er nahm sein Gewehr aus dem Schlitten; der Hund sprang heraus. Nataiczack, dem er ein Trinkgeld gab wie in alter Zeit, küßte ihm den Saum seines Rockes.

Küftig schritt Breide vorwärts. Von ferne schon schimmerte das kleine Stationsgebäude aus den Stämmen. Noch einmal lehnte er an einer Eiche, um, am Rande einer Schonung, in den Abendhimmel zu sehen. Die Dämmerung war angebrochen. Kam er denn heute gar nicht aus dem Nachdenken heraus? Hartmann's Worte kamen ihm

in den Sinn: Das allein weise Verhalten gegenüber dem unaufhebbaren Leid ist also: „Kein Bedauern und keine Reue über Vergangenes, keine Sorge und Furcht vor Zukünftigem, und keine Ungeduld und keinen Mißmuth über Gegenwärtiges!“

Der Abendhimmel war mit schweren dunklen Wolken verhangen; nur ein einziger, schmaler, hellblauer Streifen ringte sich im Westen. Hätte der Baron die Gedichte des Schotten John Henry Mackay's gekannt, wäre ihm vielleicht das entzückende eingefallen:

Letztes Licht.

Zwischen den zerrissenen Streifen  
Blinkt ein liches Blau hervor.  
Meine irren Sinne greifen  
Zu dem fargen Licht empor.

Dunkel rings. Die Wolken schieben  
Näher sich und näher — bald  
Wird das letzte Licht zerrieben,  
Ist die Nacht herabgewallt.

Aber noch zertheilt ein Streifen  
Himmelsblau den Wolkenflor,  
Und die irren Sinne greifen  
Angstvoll zu dem Licht empor — — —

Breide aber griff nicht angstvoll „zu dem Licht



empor“. Er breitete seine Arme und rief: „Heilwig! Du unsäglich Gute! Ich will leben, leben für Dich! Die Sonne lacht wieder . . . Die Sonne, die Sonne . . .“

Gewaltsam verließ er den Baum. Schon sah er die geschlossene Einfriedigung beim Uebergang über den Bahnkörper. Da rast der Schnellzug heran, der europäisch-asiatische. Aber dort . . . Opalewski's, des Wärters Kind, auf den Schienen . . . hin, hin . . . zu spät . . . Doch noch . . . ein Sprung . . . das Kind an den Haaren . . . Das Kind fliegt über die Einfriedigung . . . Aber Breite . . . Er war eine Sekunde in der Schmiede auf Wittenjee . . . Tausend und abertausend Funken um ihn, in ihm . . .

Und da liegt er mit abgefahrenen Beinen . . . ohnmächtig . . . Vom Zuge klingt nur ein letztes, schwächer und schwächer werdendes Rasseln; nur noch die Schlußlaterne ist zu sehen; nun ist auch die verschwunden . . .

Arbeiter, Kofferträger, Wärter heben ihn . . . tragen ihn . . . bringen ihn der aufschreienden Heilwig in's Haus.

Der Arzt muß stundenweit her geholt werden.

Breide hat keine Schmerzen, aber der Tod schlägt mit großem Fleiße ihm seinen Spitzhammer in's Herz. Unermüdblich ist Heilwig. Nun kniet sie vor ihm. Er phantastirt: „Mein Sohn, mein Sohn, mein kleiner Breide.“ Sie leidet unfählich. Da schlägt er die Augen zum letzten Mal auf: „Heilwig, Heilwig! Dank. Dir, dank Dir für . . . Deine . . . Liebe . . .“

— — — — —

Und der Telegraphenbeamte im Städtchen Trauttenberg fertigt für die Frau Fürstin eine Depesche aus:

Komme. Breide liegt im Sterben.

Heilwig.

